



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

das war doch keine Frage. Man mußte nur sehen, wie der alte Herr vor ihr stand, als er sagte: Eh bien, petite enjôleuse, le voilà ce précieux fils, ce galérien, je vous l'offre. Gardez-le et ne m'en veuillez pas.

Das auch noch! Nun, es mochte sich so gehören nach dem plumpen Zufahren vom Abend vorher, wenn Grete ihn auch nicht ausreden ließ. Denn dieser Vater ihres Jean saß ihr schon so breit im Herzen, daß sie gar nicht begriff, wie er noch Raum neben ihrer großen Liebe gefunden hatte. —

Am Nachmittag, nach einem fröhlichen Verlobungseffen, hatte Robert seine Schwereffälligkeit so weit überwunden, daß er sich zu einer scherzhaften Abbitte zurecht fand.

Sieh, Jean, nun hab ich dir doch Unrecht gethan; aber was redest du auch so selbstverleumderisch von deinen Enfantillages.

In Jeans Herzkirschenaugen blickte es auf; er hätte Robert gern vorgehalten, was er dem Gretel alles zuleide gethan hatte — aber Franzosen sind höfliche Leute, und dann erleichterte ihm auch das Glücksgefühl eine freundliche Antwort:

Weil ich erst lernen mußte, daß nicht alles Kinderei ist, was in Kinderherzen empornwächst. —

Die sechs Pariser Cousinen schüttelten ihre zierlichen Köpfschen und schlugen ihre feinen Händchen zusammen vor Entsetzen, als sie von Jeans deutscher Braut hörten. Die junge Frau Lepore hat ihnen das Kopfschütteln bald abgewöhnt; und als die Eltern Langner zum ersten mal in Cughien les bains zu Gast waren, stellte der Vater seine mißtrauischen Beobachtungen sehr bald ein.

Mutter, sie ästimiren unser Kindchen; nun bin ich zufrieden!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Agrarsozialismus.** An der Revision des Sozialismus wird im akademischen Verlag für soziale Wissenschaften von Dr. John Edelheim in Berlin und Bern fleißig weiter gearbeitet. Für die Agrarpolitik besorgt Dr. Alfred Rössig die Arbeit in dem soeben erschienenen zweiten Teile seines Systems des Sozialismus. Seine Kritik richtet sich nach zwei Seiten. Den Manchesterleuten beweist er, daß die sogenannte wirtschaftliche Freiheit auf keinem Gebiete so viel Unheil angerichtet habe als auf dem der Landwirtschaft und namentlich des Bauerndaseins, und er zeigt u. a., wie diese sogenannte Freiheit noch fortwährend den Bauer expropriert, Latifundien anhäuft, einen Zustand zur Folge hat, wo der Mann, dem der Acker gehört, und der Mann, der ihn bestellt, zwei verschiedene Personen sind, und wie sie so das Land entvölkert, den Zug nach der Stadt, nach der Fabrik erzeugt. In den Vereinigten Staaten, wo die Regierung das reichlich vorhandene Land in der leichtfertigen und gewissenlosesten Weise an Kapitalisten verschleudert hat, ist das financial farming, das heißt die fabrikmäßige Bewirtschaftung von Riesengütern für Aktiengesellschaften, eine geradezu fluchwürdige Betriebsform geworden, die von der Poesie des Landlebens, von seinen sittlichen, gemüthlichen und hygienischen Vorzügen und vom Bauer selbst keinen kümmerlichen Rest mehr erhalten hat. Diese Art Landwirtschaft ist selbstverständlich nebenbei auch Raubbau, und Rössig weist außerdem nach, daß auch unsre rationelle deutsche Landwirtschaft solcher ist, wenn auch in geringerem Maße. Denn Liebig's Ersatztheorie übertreibe zwar, sei aber der Hauptsache nach richtig. Mineräldünger könne den Naturdünger niemals vollständig ersetzen, und wenn die Lebensmittel nicht dort verzehrt werden, wo sie wachsen, so müsse zuletzt Erschöpfung des Bodens die Agrarländer zu Grunde richten. Den orthodoxen Marxisten aber wird klar gemacht, daß der Bauernstand noch keineswegs vor dem Ruin stehe, und daß auch kein vernünftiger Grund vorhanden sei, seine

Vernichtung zu wünschen. Wenn die kleinen Güter schlecht bewirtschaftet werden, und die Kleinbauern in Not sind, so sei nicht die Form des Kleinbetriebs daran schuld, sondern ein Komplex von Ursachen, die durch Selbsthilfe und durch Intervention des Staates gehoben werden können und in Deutschland und Frankreich tatsächlich zum Teil schon gehoben worden sind, in Deutschland seit längerer Zeit und in größerem Umfang als in Frankreich. Wir bekommen bei dieser Gelegenheit eine recht brauchbare Übersicht der Agrargeschichte dieser beiden Länder im letzten Jahrhundert. Von den Ergebnissen der französischen führen wir einiges an. Die französische Revolution hat keineswegs, wie noch hie und da geglaubt wird, den Kleinbesitz stark vermehrt oder gar geschaffen. Die konfiszierten Kirchen- und Adelsgüter sind größtenteils von Kapitalisten und von den zurückgekehrten Sprößlingen der Emigranten gekauft worden. Der heutige Kleingrundbesitz ist schon vor der Revolution vorhanden gewesen. Eine schlechte und falsche Statistik läßt ihn zudem bedeutender erscheinen, als er ist; im Steuerregister zwar macht er 90 Prozent aus, von der Bodenfläche aber hat er nur 26 Prozent inne. Und Gesetzgebung und Verwaltung haben unter der dritten Republik gerade so sehr und womöglich in noch größerem Maße als unter den früheren Regierungen daran gearbeitet, ihn zu Gunsten des Großgrundbesitzes und des mobilen Kapitals auszubeuten und zu unterdrücken. Die Erbgesetzgebung, die Besteuerung, der Militärdienst, die Gestaltung des Handels, des Börsen- und Bankwesens, die Privilegien der Eisenbahngesellschaften sind alle darauf berechnet, dem Großbesitz auf Kosten des kleinen Vorteils zuzuwenden. Nur insofern hat die Revolution den französischen Bauern in eine bessere Lage versetzt als seine Brüder in andern Staaten, daß sie die Feudallasten ohne Entschädigung aufgehoben hat, während in Preußen z. B. die kleinsten Bauern die Freiheit mit dem Verlust ihres ganzen Landes, die größern teils mit einem Drittel oder mit der Hälfte ihres Landes, teils mit einer Rentenschuld erkaufen mußten. Außerdem schützt das Zweikindersystem einigermaßen, das zwar an sich verwerflich ist und dem Staate Verderben bringen wird, vorläufig aber die Gefahr der Überschuldung vermindert. Wenn Rössig trotz alledem die Lage der französischen Bauern erträglicher findet als die aller andern Länder, so muß man dieses kategorische Urteil schon deswegen als unstatthaft zurückweisen, weil, wie er selbst hervorhebt, in Deutschland die Verhältnisse des Bauernstandes landschaftlich so verschieden sind, daß es ganz sinnlos wäre, zum Zweck der Vergleichung einen Durchschnitt konstruieren zu wollen. Als hauptsächlichstes Schutz- und Kräftigungsmittel für den Bauernstand wird die genossenschaftliche Selbsthilfe behandelt, die sich in Deutschland so erfreulich entfaltet. Der Verfasser rügt es scharf, daß die sozialdemokratischen Theoretiker in ihrer doktrinären Verbohrtheit bisher alles, was den Bauernstand betrifft, falsch gesehen, beurteilt und dargestellt haben, während die bürgerlichen Gelehrten im allgemeinen richtig sehen und billig urteilen. Er glaubt demungeachtet, daß der Sozialismus der Genossenschaftsbewegung in Zukunft nützen werde, nämlich dadurch, daß er ihr, wo sie individualistisch und kapitalistisch zu werden droht, den sozialen Geist einhaucht. Nun, das könnten wohl die Geistlichen beider Konfessionen ebenso gut besorgen; aber darin hat Rössig Recht, daß das vielgestaltige Genossenschaftswesen die Bauernwelt sozialisiert, ohne das Privateigentum anzutasten, und daß sich der Kapitalismus durch die Genossenschaften selbst aus den Angeln hebt, ohne damit den Kommunismus herbeizuführen. Unter den Proben von der Verbohrtheit der Marxisten, die Rössig anführt, ist die folgende besonders interessant. Kautsky meint, der Bauer sei jetzt schon depossidiert, zum Lohnarbeiter degradiert, nicht allein durch den Hypothekengläubiger, sondern auch durch die Fabrik und die Genossenschaft. „Die Zuckerrabrik schreibt ihm vor, welchen Samen er anzuwenden und wie er zu düngen habe. Die Molkereigenossenschaft ist noch tyrannischer: sie schreibt ihm Futter, Melkzeit, ja sogar die Art des Melkviehs vor und schickt ihm Mitglieder ihres Aufsichtsrats unangemeldet in den Kuhstall. Unerhörte Sklaverei! Der Bauer hört auf, Herr in seiner Wirtschaft zu sein; diese wird ein Anhängsel des Industriebetriebs. Der

Bauer wird Teilarbeiter einer Fabrik.“ Rossig entgegnet: „Merkwürdige Verblendung eines Doktrinärs! Kautsky begreift es also nicht, daß dieser Zwang zur Steigerung der Qualität der Produktion, zur Ordnung und Sauberkeit, daß diese Bekämpfung des Schlendrians die größte Wohlthat für den schwerfälligen Bauern ist!“ Und, fügen wir hinzu, wohin würde eine kommunistisch organisierte Gesellschaft kommen, wenn sie jeden unwissenden, unfähigen, faulen und nachlässigen Produzenten mit den ihm überlassenen Produktionsmitteln, mögen sie in Acker, Vieh oder Maschinen bestehn, willkürlich schalten lassen wollte!

Wagabunden. Neue Lieder und Gedichte von Karl Busse. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachf. Daß Busse in ungewöhnlicher Weise die Form beherrscht, haben ihn auch die neidischsten und unfreundlichsten seiner Kollegen lassen müssen, sie finden ihn aber nicht immer individuell genug und manchmal zu wenig interessant im modernen Sinne, nicht lüstern und flüsternd oder bockmäßig lasciv genug. Wir meinen, er hätte das ohne Mühe haben können, da sich so etwas am leichtesten lernt, und rechnen es ihm hoch an, daß er sich sein Gefühl für das Reine und Gesunde bewahrt hat, womit es ja sehr viel schwerer ist, als Dichter anziehend zu sein. Wir waschen und blank sind wir ganz und gar, aber auch ewig unfruchtbar, sagen deswegen die Hexen der Walpurgisnacht. Aber das ist Hexenstandpunkt, und wir meinen, ein Dichter kann auch individuell sein, wenn er sich von allem Ungewaschenen und Schmutzigen fern hält. Daß ein Band von 180 Seiten auch Trivialitäten enthält, ist verzeihlich, und wenn Busse z. B. in Innsbruck die Kaiserjäger blasen hört, die Gärten in Rosen, die Berge in Schnee stehn sieht, und sein Herz dabei wild und weh werden läßt, so hätte er sich besser gesagt, daß dergleichen keinen außer ihm selbst etwas angeht. Manches finden wir außerdem zu abstrakt, z. B. die Gedichte der letzten Abteilung: Sterne. Mit bloß innerlichen Stimmungen ist wenig gedient, wenn sie sich nicht zu Erlebnissen verdichten, die für andre greifbar sind. Hier verfügt Busse über ein schönes, fruchtbares Gebiet, wenn er an Heimat und Jugendglück, an Eltern und Geschwister zurückdenkt: Es raucht ein Herd nach Osten zu; Mit Kreuzen und Wunden nach vielen Jahren bin ich in meine Heimat gefahren; Wir drei, wir waren so fröhliche Jungen. Einem Greise am Grabesrande legt er ein längeres Idyll in den Mund, die schöne Welt von einem alten Manne, mit einem vortrefflichen Schluß. Weniger haben uns die Studentenlieder (Becherläuten) zugesagt, sie sind erzwungen und gequält, weder herzlich lustig noch in gutem Sinne sentimental, da doch nur eine von diesen beiden Tonstimmungen dieser Gattung Bürgerrecht in der Litteratur geben kann. Frühlings- und Herbstindrücke regen jeden Dichter aufs neue an, aber so reich die Natur und so verschieden das Menschenherz ist, es giebt doch nicht jedesmal, wo es wieder aneinander klingt, auch einen neuen Ton. Das wäre zu viel verlangt. Bei Busse sind alle diese Sachen nett und zart, nichts ist geschmacklos und fade, aber da ist doch ein großer Wertunterschied. Ein Gedicht wie „Schöne Nacht, Gestirne wandeln“ ist tadellos gebaut und gut gemeint. Aber Frühlingswunder (Wo die sonnigen Linden stehn) ist einfach brillant. Woran liegt das? Er läßt den Frühling lachend auf einem Zweige reiten und geigen, daß es klingt und schallt; läßt ihn von Wipfel zu Wipfel sich schwingen, und am Ende hat er den fröhlichen Reiter eingefangen: Unten lag er an meiner Brust, oben getigte er weiter. Das ist die ewig wirkende Personifizierung der Natur, die freilich nicht auf jeder Seite einem Dichter gelingen kann. Aber Busse hat den Ton noch einmal glücklich getroffen:

Es klang wohl über die Wälder her, wie einer Geige süßer Ton,  
Es sang so schön kein zweiter mehr, wie König Goldhaars jüngster Sohn.

Tonsfall und lebendige Vorstellung vereinigen sich zu der Wirkung eines guten alten Minnesängerliedes. — Busse ist ein subjektiver Lyriker, der nicht zum Balladen-

mäßigen neigt, wenn er aber einmal seine Empfindungen auf eine bestimmte Figur überträgt, so gelingt ihm das wundervoll. Das Mädchen singt:

Meine Mutter sieht mich immer so an,  
Sah doch all Tag nichts böses gethan.  
Prinz meiner Träume, wann holst du mich?

Er sollte diese Form öfter versuchen, sie würde ihm ungesucht Abwechslung bringen. Unter den Gelegenheitsgedichten (Bunter Reigen) finden wir eines über ein Begräbniß in der Großstadt sehr schön, sowohl in dem anschaulichen Andeuten der Situation wie in den Gedanken. Daß sich jemand im Gedränge des Lebens nach Ruhe, sogar der des Todes, sehnen kann, ist an sich nicht neu, aber so wie dieser Gedanke nun in der Großstadtkleidung bei Busse erscheint, spricht er doch wieder eine ganz frische Sprache:

O Leben, Leben, was ist Not und Tod,  
Vor jenem Hunger, den dir Gott beschieden?  
Dein Kampf um Glück und Brot  
Er überschreit den tiefsten Kirchhofsfrieden.

Busses Lyrik führt sehr viel Schwermut mit sich, hoffentlich deshalb, weil diese poetisch dankbarer oder doch leichter zu gestalten ist als die Fröhlichkeit, sonst möchte und müßte man für einen solchen Dichter etwas mehr vom Leben erbitten. Wir möchten lieber annehmen, daß die Melancholie ein selbstgewähltes Kleid wäre, eine Tracht, zu der ja jeden Menschen seine ernstere Naturanlage berechtigt, sodaß sie gar nicht affektiert zu sein braucht, und wir finden dafür ein hübsches Beispiel in einem Gedichte mit dem Anfang:

Nun fragt ihr, wen ich denn weiter hab?  
Meine Mutter, die ging so früh ins Grab.  
Ich hab sie beklagt, still, weinet nicht,  
Meine neue Mutter, die kennt ihr nicht.

Diese neue Mutter ist die Nacht mit ihren Kindern, den Träumen, die seine Gespielen werden, und der er selbst folgt wie ein Kind, weil sie heimliche Lieder hat. Sie hat, wie es zum Schluß heißt, ein Kraut wider Schmerzen und Krämen, sie sagt auch, sie will meine Brüder nehmen. Man sieht leicht, daß nur der Vergleich mit der gestorbenen Mutter den tiefmelancholischen Zug in das Bild der Nacht, der an sich so freundlichen, gebracht hat. Unter den Gedichten von persönlichem Charakter ließen sich mehrere als besonders gelungen hervorheben, vortrefflich im Ton ist ein Trutzgesang mit dem Anfang:

Und dauert es ein Jahrhundert noch,  
Was wollt ihr euch wehren! Ich schlag euch doch.  
Wenn ihr Mut habt, kommt her!

Bekanntlich lesen wir barbarischen Deutschen viel weniger als beispielsweise die Franzosen Verse bloß zum Vergnügen, sondern hauptsächlich aus Pflichtgefühl, weswegen denn auch manche Dichter, um den Genuß substantieller zu machen, ihren Lesern die Kultur des Schweinestalls vorsetzen. Wer das nicht mag, findet in Versen seinen Leserkreis schwerer, und vielleicht würde die der Begabung unsers Dichters ebensogut klegende Prosa ihm ein dankbareres Gebiet sein.

Anton Springers Kunstgeschichte\*) ist wieder in verjüngter Gestalt erschienen. Daß sie in kurzer Frist abermals eine neue, die sechste Auflage erfährt, obwohl ihr Schöpfer schon ein Jahrzehnt im Grabe ruht, ist gewiß ein Beweis für ihre Lebenskraft. Man darf aber auch anerkennen, daß von den Eigentümern alles geschieht,

\*) Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Sechste Auflage. Band I bis IV. Leipzig, E. A. Seemann, 1901 bis 1902.

das wundervolle Vermächtnis des Begründers der neuern Kunstgeschichte auf der Höhe der Zeit zu erhalten. So ist Band I, das klassische Altertum, um ein Drittel seines bisherigen Umfangs vermehrt worden; daraus ergibt sich schon von selbst, wie groß die Veränderungen gegen die vorige Auflage sind. Und daß wir hierbei durchweg die staunenswerten Fortschritte der in der jüngsten Zeit wieder so rüstigen und schaffensfreudigen Altertumswissenschaft berücksichtigt finden, und daß uns nicht bloß ein getreues, sondern auch ein fesselndes Bild der alten großen Blütezeit der Kunst geboten wird, dafür bürgt hinlänglich die Person des Bearbeiters, des Professors Adolf Michaelis in Straßburg. Als besonders verdienstlich sei hervorgehoben, daß die zahlreichen Abbildungen so angeordnet sind, daß sie immer neben den zugehörigen Textworten stehen und diese somit unmittelbar ergänzen und erläutern, wodurch das sonst übliche, lästige Nach- und Umblättern vermieden wird; wer jemals eine ähnliche Arbeit hat leisten müssen, weiß, welche Opfer an Zeit und Mühe eine solche Anordnung des Druckes beansprucht. Nur der Vollständigkeit wegen, nicht um Tadel zu erheben, sei erwähnt, daß das heute am meisten verbreitete Vervielfältigungsverfahren, so wertvoll es ist, bei einzelnen Abbildungen doch nicht völlig ausreicht. Die Schwierigkeiten z. B., die sich der photographischen Aufnahme metallischer Gegenstände wegen des Lichtreflexes entgegenstellen, machen sich in erhöhtem Maße geltend, wenn die Photographie in die Autotypie übertragen wird; es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn die köstliche Feinheit des bronzenen Hermes in Neapel (S. 235) oder die derbe Kraft des sitzenden Faustkämpfers in Rom (S. 279) oder die silberne Athenschale in Berlin (S. 283) hier nicht so schön zur Anschauung gelangen, wie man es haben möchte. In der Reihe der übrigen Abbildungen dieses Bandes sind etwa noch der Triumphbogen zu Orange (S. 331) und die gefangene Barbarin zu Florenz, deren Gesicht in Schwarz getaucht erscheint (S. 335), als mißglückt zu bezeichnen. Von solchem Ungemach, das gegenüber der Fülle wirklich brauchbarer und guter Abbildungen gar nicht ins Gewicht fällt, bleibt wohl aber kein Unternehmen dieser Art verschont. — Band II, das Mittelalter, hat die stärkste Umgestaltung erfahren, indem er in Text und Abbildungen um die Hälfte vermehrt worden ist. Auch hier bürgt die Persönlichkeit des neuen Bearbeiters dafür, daß das, was verändert und hinzugefügt worden ist, dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. Der Bearbeiter ist Joseph Neuwirth, der Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Wien. Man wird ihm das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er an die schwierige Aufgabe, Springers Werk so umzugestalten, wie es sachkundigen Ansprüchen von heute genügt, mit ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und staunenswertem Fleiß herangetreten ist. Seine Zusätze betreffen fast alle Teile des Bandes: die altchristliche Baukunst in Syrien und Nordafrika, die byzantinische Kunst, die islamitische, langobardische, karolingische Kunst, die romanische Architektur, besonders in Frankreich, die Gotik und die gesamte Malerei und Bildhauerei des spätern Mittelalters sind berücksichtigt. Aber außer in den zum Teil recht umfangreichen Ergänzungen macht sich auch in den ursprünglichen Sätzen des Werkes die sorgsam nachbessernde Hand deutlich fühlbar. Und nur ausnahmsweise sind kleine Versehen stehen geblieben, z. B. daß Spoleto zur Terra d'Otranto gehöre (S. 361), und daß die Krypta in Trani die größte der Welt sei (S. 362), während dieser wohl von Schulz aufgebrachte und überall verbreitete Irrtum dahin zu berichtigen ist, daß es sich hier ganz deutlich um zwei, durch eine Quermauer geschiedne Bauten handelt; um das Langhaus der ältesten, dem sechsten oder siebenten Jahrhundert entstammenden, von den Normannen zerstörten Kathedrale und die spätere, einige Fuß höher liegende, zwar große und reiche, aber nicht ungewöhnlich große Krypta des jetzigen Domes, der im zwölften Jahrhundert über der Kirche errichtet wurde. — Über Band III und IV wacht die Hand Jaro Springers, der pietätvoll bemüht ist, das Buch seines Vaters, der sich mit besondrer Vorliebe gerade der hier behandelten Renaissance gewidmet hatte, in möglichster Reinheit zu erhalten. Daß jedoch auch hier wichtige Ergänzungen und Änderungen vorgenommen worden sind,

ist bei einem so guten und mitten im kunstgeschichtlichen Betriebe stehenden Kenner, wie Jaro Springer, selbstverständlich. So wird über zwei neuentdeckte deutsche Meister des fünfzehnten Jahrhunderts, Konrad Witz und Multscher, deren Werke uns einen überraschenden, die bisherigen Anschauungen völlig verrückenden Einblick in die Anfangszeit der ältern deutschen Malerei gewähren, das Nötige gesagt (nur dürfte das Todesjahr von Witz etwa sieben Jahre früher anzugeben sein). Der in Vissabon unlängst aufgefundenne Hieronymus Albrecht Dürers wird erwähnt, die Bemerkungen über Matthias Grünewald sind erweitert, und das Überraschende in seiner Kunstweise wird hervorgehoben, während auf die Streitfrage, ob Hans Cranach der sogenannte Pseudo-Grünewald sei, mit Recht nicht eingegangen wird. Es wird ferner der herrliche Creglinger Altar, dessen Verfertiger nach Bodes Vorgang längere Zeit als ein besondrer Meister galt, als Arbeit Tilman Riemenschneiders (auf Grund des Buches von Tönnies) anerkannt; dagegen heißt es Seite 65 und 67 noch, daß sich der Adam und die Eva Riemenschneiders an der Marienkapelle in Würzburg befänden, während sie thatsächlich seit einiger Zeit in der Sammlung des dortigen Historischen Vereins untergebracht sind. Eine besonders wertvolle Bereicherung ist aber dem dritten und dem vierten Bande durch die reichlichere Verwendung des Dreifarbendruckes zu teil geworden, indem die Zahl der Tafeln von 7 auf 28 erhöht worden ist. Wir finden hier Meisterwerke von Botticelli, Melozzo da Forlì, Signorelli, Veronese, Tiepolo, Konrad Witz, Dürer, Velazquez, Watteau und andern in ganz vortrefflichen farbigen Nachbildungen. Auch bei den Textabbildungen ist ein Fortschritt wahrnehmbar; es sind nicht bloß veraltete Holzschnitte, sondern auch Autotypien, die sich als nicht gut genug erwiesen hatten, durch bessere Abbildungen ersetzt worden. Für Freunde von Zahlen sei erwähnt, daß sich jetzt die Gesamtzahl der Textabbildungen in allen vier Bänden auf 1919, und die der buntfarbigen Tafeln auf vierzig beläuft, und dabei ist der Preis nach wie vor äußerst mäßig. Schließlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß mir der Druck wesentlich sorgfamer und kräftiger erscheint, als bei der vorhergehenden Auflage.

So dürfen wir denn das schöne Werk in seinem neuen, prächtigen Gewande mit Freude und Genugthuung begrüßen und dürfen hoffen, daß es in immer weitem Kreisen Verständnis und Liebe für die bildende Kunst wecken und vertiefen möge.

E.

Die Meisterwerke der Nationalgalerie in London. (München, Franz Hanfstängl.) Die Sammlung enthält frühe Italiener (Giovanni Bellini, Crivelli, Piero dei Franceschi, Sandro Botticelli usw.), Prachtwerke Tizians und Hauptbilder von Rembrandt, Albert Cuyp, Ruissdael und Hobbema. Die Auswahl ist gut und die autotypische Herstellung von der jedem Kunstliebhaber aus andern Unternehmungen des Verlags bekannten Vollkommenheit. Der niedrige Preis von 12 Mark für den eleganten Leinenband in Großoktav mit 222 Bildern steht in gar keinem Verhältnis zu der herrlichen Welt, die sich hier vor unsern Augen aufthut.

## Litteratur

Die deutsche Sprache von Otto Behagel. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1902. — Unsere Muttersprache von D. Weise. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. — Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch von Dr. L. Günther, Professor der Rechte. Berlin, Carl Heymann, 1902

Die beiden zu gleicher Zeit in neuer Bearbeitung erschienenen Bücher — der Umfang des ersten ist um mehr als ein Drittel der ersten Auflage (1886) gewachsen — haben sich insofern dieselbe Aufgabe gestellt, als sie darauf ausgeht, in einer den Laien fesselnden Darstellung auf Grund der gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft das Werden und Wesen unsrer Muttersprache und die Ursachen des